

MIRANDA BEVERLY-WHITTEMORE

Bittersweet

ROMAN



insel taschenbuch 4370
Miranda Beverly-Whittemore
Bittersweet



MIRANDA BEVERLY-WHITTEMORE

Bittersweet

ROMAN

Aus dem amerikanischen Englisch
von Anke Caroline Burger

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien erstmals 2014
unter dem Titel *Bittersweet*
bei der Crown Publishing Group,
a division of Random House, Inc., New York.

Umschlagfoto: Justin Carrasquillo/Gallery Stock

insel taschenbuch 4370

Deutsche Erstausgabe

Erste Auflage 2015

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2015

© Miranda Beverly-Whittemore 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-36070-4

*Für Ba und Fa, dankbar für ihre Gastfreundschaft,
und für Q, der mir die Welt schenkte*

FEBRUAR

KAPITEL EINS

Die Mitbewohnerin

Bevor sie mich hasste, bevor sie mich liebte, wusste Genevra Katherine Winslow nicht, dass ich überhaupt existierte. Das ist natürlich leicht übertrieben; das Studentenwerk hatte uns in einem kleinen, stickigen Wohnheimzimmer zusammengesteckt, das wir im Februar schon seit fast einem halben Jahr gemeinsam bewohnten. Insofern muss sie mitbekommen haben, dass es mich gab (und sei es auch nur, weil ich jedes Mal, wenn sie ihre Kools oben auf dem Stockbett rauchte, zu husten anfang). Aber bis zu dem Tag, an dem Genevra – Ev – mich fragte, ob ich mit nach Winloch kommen wollte, betrachtete sie mich wie einen scheußlich bezogenen Sessel – etwas, das im Weg stand und im äußersten Notfall sogar benutzt werden konnte, aber nichts, was sie sich jemals selbst ausgesucht hätte.

Jener Winter war kälter, als ich es jemals für möglich gehalten hätte, auch wenn das Mädchen aus Minnesota auf unserem Flur meinte, das wäre »noch gar nichts«. Bei uns in Oregon war Schnee ein Geschenk, zwei Tage Puderzucker, die wir uns mit endlosen Monaten grauem, tropfendem Himmel verdienen mussten. Mir ging der eisige, über den Hudson heranpeitschende Wind durch Mark und Bein. Jeden Morgen das gleiche Spiel: Ich wagte kaum, die Nase unter meiner Daunendecke herauszustrecken, und wusste nicht, wie ich es bei dieser Kälte hinüber zu meinem Lateinkurs um neun Uhr schaffen sollte. Aus den Wolken rieselte es endlos weiß, Ev schlief tief und fest.

Sie schlief immer lang, mit Ausnahme des ersten Tags, an dem die Temperatur unter minus fünfzehn Grad rutschte. An diesem Morgen schlug sie ein Auge halb auf und sah mir zu, wie ich die

dünnen Gummigalosen überzog, die meine Mutter im Value Village ergattert hatte, sprang ohne ein Wort oben aus dem Stockbett, riss ihren Schrank auf und ließ ein brandneues Paar wasserdichte, fellgefütterte L. L. Bean-Boots vor meine Füße fallen. »Da, nimm«, befahl sie, während sie im seidenen Nachthemd vor mir stand. Wie sollte ich diese generöse Geste auffassen? Ich berührte das Leder – es war so herrlich geschmeidig wie es aussah.

»Das meine ich ernst.« Sie kletterte zurück ins Bett. »Bei so einem Scheißwetter gehe ich sowieso nicht raus.«

Von ihrer Großzügigkeit und dem Glauben, dass die Stiefel sowieso eingelaufen werden mussten, beschwingt (und angetrieben von der Angst, die mich immer begleitete, dass ich, die ärmliche Schmarotzerin, für unwürdig befunden und nach Hause geschickt werden könnte) wagte ich mich hinaus auf das Campusgelände. Zitternd trotzte ich gefrierendem Regen, Hagel und Schneegestöber, obwohl ich es mit meinen kurzen Beinen und ein paar Kilos zu viel nicht leicht hatte, voranzukommen. Ich warf einen schnellen Blick hoch zu Evs gertenschlanker Silhouette, die rauchend an unserem Fenster zu sehen war, und dankte dem Himmel, dass sie nicht zu mir hinunterblickte.

Ev trug einen Kamelhaarmantel, trank Absinth in Underground-clubs in Manhattan und tanzte einmal nackt auf dem Eingangstor, weil sie eine Wette verloren hatte. Sie war in Internaten und Entzugskliniken aufgewachsen. Ihre perfekt geschminkten Freundinnen durchwehten unser stickiges Wohnzimmer wie die Ahnung eines besseren Lebens; wenn ich unter Leute kommen wollte, ging ich zu einem von der Wohnheimsprecherin organisierten Pfannkuchenessen und machte es mir danach mit *Jane Eyre* gemütlich. Manchmal vergingen ganze Wochen, in denen ich Ev überhaupt nicht zu Gesicht bekam. Durchkreuzte garstiges Wetter ausnahmsweise einmal ihre Pläne, erklärte sie mir, wie man durchs Leben kam: (1.) Trink bei Partys nur Hochprozentiges, davon wird man nicht fett (sie schürzte zwar die Lippen, wenn sie das Wort mir

gegenüber aussprach, scheute sich aber nicht davor) und (2.) Mach die Augen zu, wenn du einen Penis in den Mund nehmen musst.

»Erwarte nicht, dass deine Zimmergenossin automatisch deine beste Freundin wird«, hatte meine Mutter mich kurz vor meinem Abflug an die Ostküste mit der forschenden Stimme gewarnt, die sie einzig für mich reserviert hatte. Als ich im August zugesehen hatte, wie der Sicherheitsbeamte meine ausgeleierte Baumwollunterhosen durchwühlte, während meine Mutter mir zum Abschied panisch winkte, hatte ich ihren Kommentar unter »beleidigend« abgehakt. Ich wusste genau, dass es meinen Eltern nichts ausmachen würde, wenn ich im College versagte und zu ihnen zurückkehren musste, wo ich dann den Rest meines Lebens die Kleider anderer Leute reinigen durfte. Das war das Schicksal, das ich mir – zumindest in den Augen meines Vaters – sechs Jahre zuvor selbst eingehandelt hatte. Aber Anfang Februar verstand ich recht gut, was meine Mutter damit gemeint hatte: Mittellose Mädchen, die dank eines Stipendiums ein teures Privatcollege besuchen können, sollten nicht neben den Sprösslingen der amerikanischen Superreichen schlummern, weil so etwas unersättlichen Hunger weckte.

Das Semesterende war in Sicht und ich überzeugt, dass unsere Rollen fest verteilt waren: Ev tolerierte mich, während ich so tat, als würde ich alles, wofür sie stand, prinzipiell ablehnen. Insofern war es ein Schock, als ich in der ersten Februarwoche einen eleganten, elfenbeinfarbenen Umschlag in meinem Postfach fand, auf dem mein Name in geschwungenem Tintenblau stand. Es war eine Einladung zum Empfang der Collegepräsidentin aus Anlass von Evs achtzehntem Geburtstag, der Ende des Monats im Campusmuseum stattfinden sollte. Wie der Einladung zu entnehmen war, schenkte Genevra Katherine Winslow dem Museum einen Degas.

Hätte jemand beobachtet, wie ich den Umschlag im wuseligen Postraum schnell in der Tasche meines Parkas verschwinden ließ, hätte er wahrscheinlich vermutet, dass die bescheidene Mabel Dagmar sich der protzigen Dekadenz des Ganzen schämte; dabei war das Gegenteil der Fall – ich wollte das süße Gefühl der exklusiven

Einladung ganz für mich haben und nicht plötzlich feststellen müssen, dass es sich um ein Versehen handelte oder in jedem Postfach eine lag. Das elegant strukturierte Büttenpapier wärmte mir den ganzen Tag lang die Hand, sobald ich in die Tasche fasste. Als ich in unser Zimmer zurückkam, ließ ich den Umschlag sehr offensichtlich auf meinem Schreibtisch liegen, wo Ev ihren Aschenbecher abzustellen pflegte, direkt unterhalb des einzigen Bilds, das sie aufgehängt hatte – eine Fotografie von mehr als sechzig Menschen, jung und alt, allesamt fast so schön und naturblond wie Ev und alle ganz in Weiß gekleidet, vor einem ausladenden Ferienhaus. Die weißen Kleider der Winslows waren leger, auch wenn Freizeitlook in meiner Familie anders aussah (Disneyland-T-Shirts, Bierbäuche, Heineken aus der Dose). Evs Verwandtschaft war schlank, gebräunt, lächelnd. Polohemden, gebügelte Baumwollkleider, kleine Mädchen mit weißen Häkelstrümpfen und süßen Flechtfrisuren. Zum Glück hatte sie das Bild über meinen Schreibtisch gehängt, da hatte ich ausgiebig Zeit, es voller Bewunderung zu betrachten.

Drei Tage vergingen, bevor sie den Umschlag bemerkte. Sie rauchte oben auf dem Stockbett – das Zimmer füllte sich mit beißendem Rauch, und ich musste, während ich direkt unter ihr meine Matheaufgaben machte, meinen Inhalator zum Atmen zu Hilfe nehmen –, als sie laut aufstöhnte, vom Bett sprang und sich die Einladung schnappte. »Du willst ja nicht etwa kommen, oder?«, fragte sie, mit dem Umschlag wedelnd. Allein die Vorstellung schien sie derart anzuwidern, dass sich die Winkel ihres Rosenknospenmündchens nach unten verzogen; bei jeder anderen hätte das hässlich ausgesehen, doch Ev war, selbst schlecht gelaunt und gerade aus dem Bett, ein ziemlich überwältigender Anblick.

»Vielleicht schon«, antwortete ich kleinlaut, ohne zu erkennen zu geben, mit wie viel Begeisterung und Angst mich die Frage erfüllte, was ich zu einem solchen Anlass anziehen sollte, ganz zu schweigen davon, wie ich etwas aus meinen schlaffen Haaren machen würde.

Ihre langen Finger warfen die Einladung zurück auf den Schreibtisch. »Es wird garantiert fürchterlich. Mom und Daddy sind sauer, weil ich keine Schenkung ans Met mache, deswegen darf ich natürlich auch niemanden von meinen Freunden einladen.«

»Klar.« Ich versuchte, nicht allzu verletzt zu klingen.

»So habe ich das nicht gemeint«, schnappte sie, wobei sie sich auf meinen Schreibtischstuhl fallen ließ und ihr Alabastergesicht stirnrunzelnd der Decke zuwandte, an der sie einen Riss im Putz musterte.

»Aber hast du mich denn nicht eingeladen?«, wagte ich zu fragen.

»Nein.« Sie kicherte, als sei das eine charmante, aber komplette Fehleinschätzung. »Mom lädt immer meine Mitbewohnerinnen ein. Das soll dem Ganzen einen ... demokratischen Touch geben.« Sie sah den Ausdruck auf meinem Gesicht und fügte hinzu: »Ich will ja selbst nicht hingehen; es gibt keinen Grund, warum du dich verpflichtet fühlen solltest.« Sie fasste nach ihrer Mason-Pearson-Bürste, deren Wildschweinborsten ihr goldenes Haar mit einem sattem Geräusch zum Glänzen brachten.

»Dann komme ich halt nicht«, sagte ich, aber die Enttäuschung in meiner Stimme verriet mich. Ich wandte mich wieder meinen Matheaufgaben zu. Es war sowieso besser, nicht hinzugehen – ich hätte mich garantiert lächerlich gemacht. Aber mittlerweile fixierte Ev mich, ohne den Blick abzuwenden, sie starrte mich geradezu an, bis ich es nicht mehr ertragen konnte. »Was?«, fragte ich mit etwas Verärgerung in der Stimme (aber nicht zu viel; ich konnte es ihr kaum übelnehmen, dass sie mich bei so einem eleganten Ereignis nicht dabeihaben wollte).

»Du kennst dich doch mit Kunst aus, oder?«, wollte sie mit plötzlicher Liebenswürdigkeit in der Stimme wissen. »Wolltest du nicht Kunstgeschichte als Hauptfach studieren?«

Ich war erstaunt – ich hätte nicht gedacht, dass Ev irgendeine Ahnung von meinen Interessen hatte. Und auch wenn ich in Wirklichkeit den Gedanken, Kunstgeschichte als Hauptfach zu wählen, schon aufgegeben hatte – zu viele Stunden Mitschreiben in dunklen

Seminarräumen, Auswendiglernen fiel mir nicht leicht, und ich hatte mich gerade in Shakespeare und Milton verliebt –, in diesem Augenblick war mir klar, dass mein Interesse an Kunst mir diese Tür öffnen würde.

»Ich glaube schon.«

Ev lächelte wie ein Sonnenstrahl, der zwischen Gewitterwolken hindurchbricht. »Wir lassen dir ein Kleid machen«, klatschte sie in die Hände. »Blau steht dir.«

Das war ihr also aufgefallen.

KAPITEL ZWEI

Die Soiree

Und so stand ich also drei Wochen später in der großen verglasten Eingangshalle des Museums unseres Colleges, ein Seidenkleid in der Farbe des Meeres derart geschickt um mich drapiert, dass ich zehn Kilo leichter wirkte. Ev hatte sich bei mir untergehakt, statuen- gleich in champagnerfarbene Schantungseide gewandet. Sie sah aus wie eine Prinzessin, und für eine Prinzessin galt das Mindestalter für Alkoholkonsum natürlich nicht: Wir hielten volle Weingläser in der Hand, und keine der an uns vorbeiparadierenden Kuratorinnen, Professoren und älteren Studentinnen der Kunstgeschichte zuckte mit der Wimper, als sie uns beim Weintrinken sahen, alle darauf bedacht, Evs Lächeln zu gewinnen. Eine einzelne Geigerin entlockte ihrem Instrument in einer Ecke der Halle klagende Töne. Die Collegepräsidentin – eine Furcht einflößende Person, die ihre Haare in einer grauen Helmfrisur trug, ihre Lippen umspielt von einem Lächeln, das darin geübt war, Gelder für die Universität einzuwerben – in unserer Nähe. Um sich selbst ihrer Aufmerksamkeit zu entziehen, stellte Ev mich ihr vor, und ich war sehr geschmeichelt vom Interesse der Präsidentin an meinem Studium (»Ich bin mir sicher, wir können Sie in dem Milton-Oberseminar unterbringen«), versuchte aber trotzdem, von ihr loszukommen, um wieder neben Ev stehen zu können.

Ev flüsterte mir die Namen sämtlicher Gäste ins Ohr – woher sie die alle kannte, ist mir nach wie vor ein Rätsel, es lag wohl einfach daran, dass sie für so was geboren war –, und mir wurde bewusst, dass ich unerklärlicherweise der Ehrengast des Ehrengastes zu sein schien. Ev betörte jeden der Anwesenden mit ihrem Lächeln, aber nur mit mir teilte sie ihre geheimen Bemerkungen (»Juniorprofes-

sor Oakley – der treibt's mit allen«, »Amanda Wyn – krasse Essstörung«). Während ich das Treiben beobachtete, konnte ich partout nicht begreifen, was Ev daran missfiel: der Degas (eine am Bühnrand über ihre Spitzenschuhe gebeugte Ballerina), die uns schmeichelnden Erwachsenen, die Feier ihres Geburtstags und zugleich der Tradition. Sosehr sie darauf beharrte, sie könne es nicht abwarten, dass der Abend vorbei war, so sehr saugte ich das Ganze mit jeder Faser auf; ich wusste nur zu gut, dass ich morgen wieder in ihren Winterstiefeln durch den Schneeregen stapfen und beten würde, dass mein Stipendien-Scheck endlich eintraf, damit ich mir ein Paar Fäustlinge kaufen konnte.

Die Türen zum Eingangsportal öffneten sich erneut und die Präsidentin eilte hin, um die letzten, wichtigsten Gäste zu begrüßen, vor denen sich die Menge nun teilte. Weil ich so klein bin, musste ich den Kopf recken, um zu sehen, wer da kommen mochte – ein Filmstar? Eine berühmte Künstlerin? – Es musste jedenfalls jemand sehr Wichtiges sein, der bei dieser akademischen Elite für eine derartige Reaktion sorgte.

»Wer ist das?«, flüsterte ich auf Zehenspitzen stehend.

Ev leerte ihren zweiten Gin Tonic. »Meine Eltern.«

Birch und Tilde Winslow waren das glamouröseste Paar, das ich je gesehen hatte: Sie wirkten poliert und glänzend, als seien sie aus einem gänzlich anderen Stoff gemacht als ich.

Tilde war jung – sie sah zumindest viel jünger aus als meine Mutter. Sie hatte denselben Schwanenhals wie Ev, auf dem ein kantigeres, weniger anmutiges Gesicht als bei Ev saß, doch es stand außer Zweifel: Tilde Winslow war eine echte Schönheit. Sie war dünn, zu dünn, und obwohl ihr das jahrelange Kalorienzählen anzusehen war, gebe ich zu, dass ich nur bewundern konnte, wie sich die Entsaugungen bei ihr ausgewirkt hatten: straffe Oberarme, faltenfreies Kinn. Die Wangenknochen zeichneten sich konturiert unter ihrer Haut ab. Sie trug ein Kleid aus smaragdgrüner Dupionseide, das in der Taille von einer Saphirbrosche in Größe einer Kinderhand zusammengehalten wurde. Ihr weißblondes Haar trug sie in einem Chignon.

Birch musste mehr als zwanzig Jahre älter sein als Tilde, er hatte den Spitzbauch des Übersiebzijährigen, ansonsten war er jedoch in ausgezeichnete Verfassung. Sein Gesicht wirkte ganz und gar nicht großväterlich; er sah auf eine jugendliche Art gut aus, und seine kristallblauen Augen funkelten wie Juwelen unter den langen, dunklen Wimpern hervor, die Ev von ihm geerbt hatte. Während Tilde und er mit bestimmtem Schritt auf uns zukamen, schüttelte er rechts und links Hände wie ein Politiker und gab dazu launige Bemerkungen zum Besten, die bei der Menge für Erheiterung sorgten. Die Frau an seiner Seite war das komplette Gegenteil. Tilde verzog die Lippen kaum zu einem Lächeln, und als sie endlich bei uns waren, musterte sie mich, als sei ich ein zum Pflügen herbeigebrachter Ackergaul.

»Genevra«, begrüßte sie ihre Tochter, als sie sich überzeugt hatte, dass ich nichts zu bieten hatte.

»Mom.« Ich bemerkte die Anspannung in Evs Stimme, die dahinschmolz, sobald ihr Vater den Arm um ihre Schultern legte.

»Herzlichen Glückwunsch, Stupsnase«, flüsterte er in Evs perfektes Öhrchen und tippte ihr auf die Nasenspitze. Ev errötete. »Und wen haben wir hier?«, fragte er und streckte mir die Hand hin.

»Das ist Mabel.«

»Die Zimmergenossin!«, rief er aus. »Miss Dagmar, was für eine Freude.« Er verschluckte das scheußliche G in der Mitte meines Nachnamens und rollte das R am Ende ein klein wenig, sodass die Betonung auf der letzten Silbe lag. Zum ersten Mal klang mein Name wie etwas Besonderes. Er küsste mir die Hand.

Tilde schenkte mir ein halbes Lächeln. »Vielleicht kannst du uns ja sagen, Mabel, wo unsere Tochter in den Weihnachtsferien war.« Ihre Stimme klang nasal und dünn und hatte die Andeutung eines Akzents, ob Oberschicht oder ausländisch, war nicht herauszuhören.

Auf Evs Gesicht zeichnete sich ein Moment lang Panik ab.

»Ev war bei mir«, antwortete ich.

»Bei dir?«, fragte Tilde zurück, eine Vorstellung, die sie mit echter Belustigung zu erfüllen schien. »Und was hat sie da gemacht, wenn ich fragen darf?«

»Wir haben meine Tante in Baltimore besucht.«

»Baltimore! Das wird ja immer schöner!«

»Es war wirklich schön, Mom. Ich hab's dir doch gesagt, ich bin sehr gut versorgt worden.«

Tilde zog eine Augenbraue hoch und bedachte uns beide mit einem langen Blick, bevor sie sich der Kuratorin an ihrer Seite zuwandte und fragte, ob die Rodins derzeit zu sehen seien. Ev drückte mir die Schulter.

Ich hatte keinen Schimmer, wo Ev in den Weihnachtsferien gewesen war – mit mir zusammen jedenfalls nicht. Aber meine Antwort war nicht komplett gelogen – ich war in Baltimore gewesen und hatte die eine unglückselige Woche, in der das College-Wohnheim geschlossen war, bei meiner Tante Jeanne ausharren müssen. Mit zwölf war der Besuch bei Tante Jeanne – fünf Tage an der Ostküste, die einzige Reise, die meine Mutter und ich je zusammen unternommen hatten – der Höhepunkt meiner frühen Jugend gewesen. Meine Erinnerungen an den Besuch waren nicht sehr deutlich, da sie aus der Zeit Bevor-alles-anders-wurde stammten, aber schön. Tante Jeanne war mir extravagant erschienen, ein sorgenfreies Gegenstück zu meiner pflichtversessenen Mutter. Wir hatten Maryland-Krebse gegessen und uns im Diner Eisbecher gegönnt.

Aber entweder hatten sich Tante Jeanne oder meine Wahrnehmung in den Jahren seitdem verändert – jedenfalls stellte ich im Dezember meines ersten Studienjahres fest, dass ich mir lieber die Kugel geben würde, als wie sie zu werden. Sie wohnte in einer nach Katzen stinkenden Eigentumswohnung und wirkte irritiert, als ich fragte, ob wir nicht ins Smithsonian Museum gehen könnten. Sie aß Fertiggerichte vor der Glotze und döste über den miternächtlichen Infomercials ein. Als Tilde sich von uns abwandte, fiel mir voller Grauen das Versprechen ein, das meine Tante mir am Ende meines Aufenthalts abgenommen hatte (und dazu brauchte sie bloß meine Mutter zu erwähnen, die ich so schmachlich verlassen hatte): zwei ewig lange Wochen im Mai, bevor ich zurück nach Oregon flog. Ich träumte, Ev würde mich begleiten. Mit ihr könnte ich *Der*

Preis ist heiß und das Kitzeln von Katzenhaaren im Rachen überstehen.

»Mabel studiert Kunstgeschichte.« Ev schob mich ein wenig ihrem Vater entgegen. »Sie liebt unseren Degas.«

»Wirklich?«, fragte Birch. »Du kannst ruhig näher rangehen. Noch gehört er uns.«

Ich betrachtete das auf einer einfachen Stafette stehende, gut ausgeleuchtete Gemälde. Wenige Schritte trennten mich von ihm, aber es hätten auch eine Million sein können. »Danke schön«, sagte ich zögernd.

»Und dein Hauptfach ist also Kunstgeschichte?«

»Und ich dachte, Sie wollten Englisch im Hauptfach belegen«, unterbrach die Präsidentin, die plötzlich neben mir auftauchte.

Derart im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stehend lief ich rot an, als sei ich gerade beim Lügen ertappt worden. »Ach«, stammelte ich, »ich finde beide Fächer sehr interessant – wirklich –, aber ich bin ja erst im zweiten Semester, wissen Sie, und da ...«

»Tja, ohne Kunst keine Literatur, was?«, kam Birch mir zu Hilfe und ließ ein paar von Evs Bewunderern in unseren Kreis. Er legte seiner Tochter die Hand auf die Schulter. »Als diese junge Dame hier gerade mal fünf war, sind wir mit den Kindern nach Florenz geflogen, und sie war völlig hingerissen vom Haupt der Medusa in den Uffizien. Und Judith und Holofernes! Kinder lieben dieses grausliche Zeug.« Alle lachten. Und ich war wieder unsichtbar. Für einen Sekundenbruchteil sah Birch mir in die Augen und zwinkerte. Ich merkte, wie ich dankbar errötete.

Nach der Ansprache der Präsidentin, den Horsd'œuvres, bei denen wir nicht zugriffen, und den Geburtstagsmuffins, die in der Farbe meines Kleides verziert waren, nach Evs kleiner Rede, wie zu Hause sie sich hier im College fühlte und hoffte, Degas' Ballerina würde viele Jahre glücklich und zufrieden hier im Museum leben, erhob Birch das Glas und forderte die Aufmerksamkeit im Raum für sich.

»Bei uns Winslows ist es gute Sitte«, hob er an, als seien wir alle Teil seiner Familie, »dass jedes der Kinder mit dem Eintritt ins Er-